

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

149 (28.6.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 28. Juni 1924

Neueste deutsche Geschichte

von Curt Amend

Man darf ruhig annehmen, daß die Mehrzahl der deutschen Hochschulpromovierten, wenn man das ganze Reich überblickt, politisch mehr rechts als links steht. Insofern das seinen Ausdruck findet in der parteipolitischen Betätigung dieser Gelehrten, wird man grundsätzlich nichts dagegen einwenden können. Anders liegt die Sache, wenn die parteipolitische Einstellung auf das wissenschaftliche Wirken abfärbt. Diese Gefahr ist naturgemäß nirgends größer, als bei den Historikern. Und so ist denn auch in letzter Zeit eine Reihe von historischen Darstellungen der neuesten deutschen Geschichte erschienen, die ganz offensichtlich den noch rechts gerichteten parteipolitischen Standpunkt des Verfassers verraten, und zwar in einer Einseitigkeit, die der Wissenschaft selbst kaum zur Ehre gereicht.

Da ist z. B. jüngst eine neue Auflage der bekannten *Reichsgeschichte* herausgekommen, neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgesetzt von dem Universitätsprofessor Karl Jacob. Der Arbeit dieses Gelehrten wird in einem Referat des „Literarischen Zentralblatts“ ausdrücklich bestätigt, daß sie „im Geiste eines populären Nationalismus mit reaktionärem Einschlag verfaßt sei. Ferner sei auf Engelhaafs „Historisch-politische Übersicht“, fortgesetzt von Hermann Sapp, hingewiesen, die gleichfalls den Standpunkt der Rechten vertritt.

Zur Besprechung liegt mir ein drittes historisches Werk vor, das seiner Bedeutung nach noch viel wichtiger ist, als die eben erwähnten, leider aber zu einer ähnlichen Kritik herausfordert. Es ist der dritte Band von Bruno Gebhardt's „Handbuch der Deutschen Geschichte“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart). Gebhardt's Handbuch, das die deutsche Geschichte von ihren Anfängen an behandelt, gilt mit Recht als ein unentbehrliches und in seiner Art unübertroffenes Nachschlagewerk. Wer sich auf wirklich zuverlässiger Grundlage eingehend über den Ablauf der deutschen Geschichte und ihre einzelnen Phasen unterrichten will, der findet dazu keine bessere Gelegenheit, als in diesem Handbuch. Dem Studierenden, dem Historiker, dem Lehrer, dem Politiker, dem Journalisten und dem Geschichtsfreunde empfiehlt es sich in gleicher Weise. Zumal in Zeitungen und Schriften populärer Natur würde nicht so viel historischer Unsinn geschrieben werden, als es faktisch geschieht, wenn dieses Handbuch noch fleißiger benutzt würde. Es umfaßt jetzt im Ganzen drei Bände. Dafür ist es aber auch wahrhaft erschöpfend und orientiert den Leser auch über historische Streitfragen in einer Form, die — mit Ausnahme des dritten Bandes — wahrhaft objektiv und würdig genannt werden muß. Nebenher eignet es sich übrigens auch sehr wohl zur Lektüre. Allerdings fehlt es gewisse historische Kenntnisse oder zum mindesten ein besonderes, historisches Interesse voraus.

Was nun den soeben erschienenen dritten Band betrifft, so ist er von dem früher zweibändigen Werke abgetrennt worden. Die Darstellung reicht vom Abschluß der deutschen Bundesakte (1815) bis zum Ende des Weltkrieges, mit einem Nachtrag „Die Verfassung der deutschen Republik“. Der Herausgeber des gesamten Handbuchs ist Aloys Meister. Den dritten Band, um den es sich hier handelt, hat Geh. Archivrat Dr. Georg Schuster bearbeitet.

Der Fleiß, den dieser Gelehrte dabei aufgewandt hat, verdient herzliches Lob und vollste Anerkennung. Mit einer Sorgfalt, wie sie für den deutschen Gelehrten so bezeichnend ist, hat Schuster ein ungeheures Material zusammengetragen und zur Darstellung gebracht. An dieser Darstellung wird man in den ersten Seiten des Bandes nicht allzu viel auszusagen haben, obwohl man auch schon hier den Eindruck gewinnt, als ob Schuster in der Anordnung der Fülle des Stoffes nicht mehr ganz Meister geworden ist. Dieser Eindruck verstärkt sich beim Lesen der Kapitel, die sich mit der neuesten deutschen Geschichte beschäftigen. (Dabei ist übrigens zu berücksichtigen, daß das ganze Handbuch vor allem in Dienst der politischen Geschichte steht und Kultur und Wirtschaftsgeschichte nur in kurzen Kapiteln streift. Eine Beschränkung, die selbstverständlich ihre guten Gründe hat.)

Daß eine Darstellung der neuesten deutschen Geschichte überaus schwer ist, kann ohne weiteres zugestanden werden. Und wenn diese oder jene historische Auffassung Schusters zu Kontroversen herausfordert, so ist das nach Lage der Dinge durchaus zu begreifen. Bedenklich dagegen ist der Ton und die Tendenz der Darstellung.

Während das Handbuch sich sonst durch einen ruhigen, leidenschaftslosen Ton auszeichnet, begegnet uns hier in der Darstellung Schusters oft genug eine Tonart, wie sie sicher im politischen Leitartikel oder in einer populär-wissenschaftlichen Schrift ertragen werden kann, wie sie aber in ein rein wissenschaftliches Zweckdienendes Handbuch nicht hineingeht. Es wird moralisiert und, wie sich nicht anders erwarten läßt, von einem einseitigen Standpunkt aus. Und das ist es gerade, was man einem

Wert objektiver Geschichtsschreibung über nehmen muß. Gewiß drängt sich diese Tonart nicht immer in den Vordergrund — in solchen Fällen, wo Selbstkritik sich einfach nicht mehr umgeben läßt, wird sie auch geübt —, aber man empfindet diese falsche Tonart doch deutlich genug.

Was die parteipolitische Einstellung des Verfassers betrifft, so ist auch von ihr zu sagen, daß sie sich nicht ausschließlich bemerkbar macht. Aber sie ist deutlich wahrnehmbar. Und sie äußert sich in eben jenen Formulierungen, wie sie heute bei den führenden Männern der Rechtsparteien gang und gäbe sind. Die Gegnerschaft gegen die Parteien des neuen Staates ist jedenfalls mit Sünden zu greifen und wird auch dem naiven Leser auffallen. Das oberste Gesetz der Geschichtsschreibung, die gerechte und leidenschaftslose Würdigung aller Momente, die für und gegen eine Persönlichkeit oder eine Partei sprechen, ist hier von Schuster nicht genügend beachtet worden. Und das bedauern wir, gerade weil wir von dem Wert und der Bedeutung des Handbuchs so durchaus überzeugt sind.

Jedenfalls möchten wir dringend wünschen, daß jeder unbefangene Leser, der diesen dritten Band des Handbuchs zu Rate zieht, gleichzeitig auch in der Lage ist, in anderen historischen Büchern nachzulesen, die das Gebot der Gerechtigkeit besser beachten. Wir nennen als solche Bücher hier: Fritz Büffings „Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgang des 18. Jahrhunderts an bis zur Gegenwart“ (Verlag Franz Schneider, Berlin), Wolfgang Bindelbands „Auswärtige Politik der Großmächte 1494—1919“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) und „Die Tragödie Deutschlands“ von einem Deutschen (bis vor kurzem im Verlag von Duncker und Humblot, München.)

Frank Thieß

Von Fedor v. Zobeltitz

Der Zufall wirft uns zuweilen ein Buch in die Hand, dessen eigenartiger Reiz uns lockt, noch mehr aus der Feder des Verfassers kennenzulernen. So erging es mir mit Frank Thieß, als ich seine essayistische Briefsammlung „Das Gesicht des Jahrhunderts“ gelesen hatte. Thieß war bis dahin für mich ein Unbekannter, und in dem genannten Werke stellte er sich mir nicht als Dichter vor, sondern als ein Kritiker von gewollter Subjektivität, der sich in einer Reihe von Zuschriften an Zeitgenossen über die bewegenden Mächte unserer Tage auseinandersetzt. Aber wie dies geschieht, wie aus seinem Weltanschauungsgebilde die Vollkraft einer geschlossenen Persönlichkeit hervortritt, wie aus pessimistischer Gedankenwelt ein starker Zukunftsglaube lobert und aus der Akzentuierung von der Notwendigkeit des Tragischen im geistigen Leben sich Schlüsse ergeben, die zu neuen Kulturpursaden führen, wie aus Erlebnissen Erkenntnisse fluten: alles das in einer Darstellung von klarstem Glanze erhebt die reine Kritik in das Gebiet des Dichterischen.

Dem Verlag von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart gebührt das Verdienst, Thieß als Dichter eingeführt zu haben. Auch in seinen drei bisher erschienenen Romanen bildet ein metaphysischer Pessimismus die Grundstimmung, verknüpft sich aber in einigen Gestalten mit einem relativen Optimismus gewissermaßen als poetisches Gegengewicht. „Im Raum, im Kosmischen gibt es andere Ordnungen als die beengten dieser winzigen Menschheit“, heißt es im „Tod von Falern“. Über diese Beengung gesellschaftlicher Ordnungen, die zu einer Weltordnung werden wollen, streben die Helden Thießens in leidenschaftlichem Vorstoß hinaus, und weil sie eben nicht kosmisch, sondern erdgebunden sind, so erschellen sie oder resignieren (was einem seelischen Zerfallen verwehrt). Und weil eben hier sich eines Dichters eigenste Weltanschauung, sein promethisches Ringen gegen die Erdgebundenheit dokumentiert, lehrt das Problem der Auflehnung wider die „gottgewollte Abhängigkeit“ in verschiedenster Spiegelung wieder. Aus dieser Bejahung des Tragischen, der in seinem „Gesicht des Jahrhunderts“ ein ganzes Kapitel widmet, schöpft Thieß seine poetische Kraft. Nur ein Dichter vermag das Unbewußte, das ins Unbestimmte gerichtete Sehnen menschlichen Wollens so zu schildern, daß es den Leser in allen Tiefen packt und erschüttert. Technik der Erzählungskunst schaft das nicht allein. Auch hier offenbart sich der Unterschied zwischen dem Typus des Schriftstellers im Gegensatz zu dem des Dichters.

Möglich und wahrscheinlich, daß Eindrücke des Selbstlebens den philosophischen Pessimismus des Zeitgeistes in ihm verstärkt haben. Thieß ist Walte, und die Liebe zur russischen Seele ist er nie losgeworden. Nicht zu Unrecht hat man ihn mit Dostojewsky verglichen. In seiner Begabung für die Darstellung geheimster psychischer Regungen, auch in seiner Neigung für mystische Zusammenhänge sind Ähnlichkeiten zu finden. Aber das angeborene Deutlichkeit verleugnet sich dennoch nicht. Keimende Melancholie umlauert seine Jugend. Er überwindet sie dank der überlegenen Weisheit einer bedeutenden

Mutter und in hellen Arbeitsjahren zu Tübingen. Dann kommt der Krieg als neues stürmisches Erlebnis, die Widersinnigkeit einer hysterischen Tagespolitik, Abkehr vom nebelhaften Massenglied des Kommunismus, Lösung aus unerträglichen Bindungen, schwere Erkrankung, gesuchte Vereinfachung auf niederländischer Erde.

Der übliche Dornenweg des deutschen Dichters bleibt ihm nicht erspart. Sein Erstlingsroman „Der Tod von Falern“ wandert von einem Verleger zum andern und findet schließlich als „Übersetzung aus dem Italienischen“ Unterschlupf, geht dann an die Deutsche Verlagsanstalt über, bis J. Engelhorn's Nachf. sich der Schöpfungen des nahezu Unbekannten annimmt. Dieses Buch, ein Credo über die Revolution, weist in der Belebung einer zeitlosen Vergangenheit durch eine helllauf blühende Phantasie auf den Kern im dichterischen Wesen Thießens hin. Namen, Gebräuche, Färbung deuten auf die Renaissance, Reflexionen, Wertungen, Einzelheiten stellen die Erzählung in die Gegenwart. San, der Mann aus der Gese des Volks, fühlt sich berufen, doch er ist nicht auserwählt. Er hat die Kraft, das morsch gewordene Alte zu stürzen, nicht aber Neuers aufzubauen. Denn immer lauert in seinem Unterbewußtsein der Wunsch, sich selbst oben an die Tafel zu setzen, die er seinem Volke decken will. Mit der im Taumel hinsterbenden, in Hunger, Brand und Seuchen verlöschenden Stadt geht sein Höhenrausch zu Grabe. Ferne Nachklänge des Erlebens unserer Tage schwingen mit. In der Tat, nur wer die Zertrümmerung einer Staatseinheit und ihrer Gesellschaft und die Vernichtung der Weltvernunft in der Geschichte mitdurchlebt hat, kann visionär einen so grauenhaften Todeskampf schildern wie den Falerns. Und nur ein vollstättiger Poet kann aus Gedanken und Wortgebilden eine so grandiose Epöpe des Untergangs eines Volkes formen.

Ein zweiter, kleinerer Roman, „Angelika Swart“, ist die Geeschichte einer schönen Holländerin (aber die Nationalität spielt keine Rolle). Die Helbin reflektiert einmal am Flügel über ihr Geschick und ihr Leben: „Ein Lied, das, aus engem Punkt irgendeines belanglosen Romans geboren, kontrapunktisch ins Metaphysische wuchs, doch seinem Schicksal nicht entging, da es zurückholte in den mystischen Kreis, darin es begann. Geburt und Tod ein Gleiches.“ So spielt sie, die Hände auf den Tasten, ihr eigenes Dasein, ihr Lebenslied, kurz bevor sie an der Geburt ihres Kindes stirbt. Stofflich eine einfache Geschichte, Angelika ist ein frisches, gefundenes Mädchen, keineswegs kompliziert in ihrem Empfinden. Ihr Vater, das konservative Element sozusagen, verheiratet sie „auf ten Swaartsche Art“, die keine Gefühle kennt, mit einem Manne, der in sich eine das Eigenleben anderer aufzehrende fremde Gewalt verkörpert. So wird sie zwischen Haß und Leidenschaft, zwischen ängstlich flatternder Psyche und befriedigter Physis hin und her geschleudert. Alles Reifeleibliche wird dabei klar verständlich. Das Materielle kann zunächst Fragen offen lassen. Der Gatte Doktor Morr ist Mediziner, ein gütiger Mensch, er liebt seine Frau. Er ahnt ihr Schicksal, er weiß, daß sie im Wochenbett verbluten muß, und tut nichts, ihren Tod aufzuhalten. Warum nicht? Da muß man den zarten Klangfolgen des Dichters nachzuspüren suchen, der an Geheimnisse der letzten Dinge rührt und den Menschen zum Symbol werden läßt. Es gibt keinen Tod, nur einen „Formwechsel“. Das Stirb und Werde ins Reale überleht. Das Grenzenlose hinter dem Unbekannten. Im Innersten aufgewühlt legt man das Buch aus der Hand. Der Dichter erreicht, was glatter Fertigkeit unerreichbar geworden wäre.

Die Mystik der Mutterwerdung gehört in den Problemlkomplex des Verfassers. Auch in seinem Hauptwerk „Die Verdamnten“ steht sie im Mittelpunkt. Der Mensch „ist ein Wesen, das sich gespalten hat und nun wieder vereint“. Sein Leben lang sucht der Halbe nach seiner zweiten Hälfte, und wer das Glück hat, sie endlich zu finden, mühte auch die Kraft besitzen, sie in Liebe zu halten. Liebe aber ist „dort, wo eines durch den andern sich erfüllt, läutert und von Sünde löst“. Deshalb kann keine, keine Liebe Sünde sein. Wie indes nichts an sich gut oder böse ist, sondern erst durch den Denkprozeß dazu gestempelt wird, so wird aus der Erfüllung selbst der eigentliche innere Konflikt des Paares geboren, das sich in Liebe gefunden hat.

Urfula und Axel sind Geschwister, aber infolge der Scheidung der Eltern in zwei Erdteilen herangewachsen, haben keine Erinnerung aneinander, treffen als Fremde im Hause der Mutter zusammen. Aus dem Gleichklang des Bluts erwacht der Wunsch völliger Vereinigung. Sie haben den Mut des Rausches und den Mut, die Folgen zu tragen. Urfula erwartet in vollem Glück ihr Kind. Da machen örtliche Komplikationen die Vernichtung des Kindes zur Notwendigkeit, um die Mutter zu retten. Axel gibt seine Einwilligung, ohne daß Urfula es weiß. Als sie später hört, daß nicht ein Strafgericht höherer Hand, sondern ein bewußter Eingriff den Tod des Kindes verursacht hat, ist für sie „alles Herrliche zu Ende“. Instinktiv fühlt sie, daß er das Kind vernichten ließ aus Furcht vor der Welt.

Das Problem der Geschwisterliebe ist ja nicht nur eines menschlicher Sittengesetze, sondern auch natürlicher. Zucht- wahlfragen allein sprechen dabei nicht mit. Das Zwinge- gende ist der Freibeizel, den das Weib innerhalb der Familie haben muß, einen Schutz ohne Gegenwert. Daß in fremden Kulturen die Geschwisterliebe nicht nur erlaubt, sondern in Königsfamilien sogar geboten war, ist keine Verteidigung. Das fühlt auch Ursula. „Das Gewissen ist der einzige Richter“, sagt sie, „ich habe ein reines Ge- wissen“.

Ein zweiter Held des Buches, Johannes von Bulff, hat einen Nebenbuhler im Zweikampf erschossen; aus Leidenschaft für Ursula, die ihm dennoch unerreichbar ist. Er hat kein reines Gewissen. „Wer einer Mutter den Sohn tötet, hat die Mutter getötet. Wer eine Mutter tötet, ver- lüßt sich an allen Frauen der Welt.“ Die fürchterliche Schlaflosigkeit, die seine seelische Strafe wird, führt ihn schließlich zum Selbstmord. Er tötet sich selbst, weil er unbewußt doch unter der Wirkung der Moral steht, die er nicht anerkennt, genau so wie Axel und Ursula sich über moralische Wertungen erhaben fühlen, ohne sich ih- nen entziehen zu können. Als tapfere und überwindende Menschen gehen sie aneinander, aber als einsam ge- wordene einsamen Wegs.

Es ist ganz wundervoll, wie Thies das spröde Thema zu meistern weiß. Auch hier zeigt sich wieder, daß das nur ein Dichter sein kann. Was als brutale Tatsache neundneunzig unter hundert abstoßend erscheinen kann, weil es nicht allein dem Gesellschaftskodex, sondern vor allem dem Trieb der menschlichen Natur im Gegensatz zur tierischen widerspricht, wird mit einer so unendlichen Zartheit und so feinsten psychologischen Verständnis behan- delt, wie das nur einem hochgebildeten ethischen Indivi- dualismus möglich ist, der in dem Grundgefühl der Sym- pathie den Urquell sittlicher Handlungen sieht. Und das ist es, was den Leser so hemmungslos fortzieht: die poe- tische Eigenwilligkeit dieses Autors, der mit leuchtender Sprachgewalt aus einem Mosaik von prachtvollen Einzel- bildern ein dramatisches Gemälde von riesigen Massen auf- baut, das unter allen Umständen bewundernswert ist. Es ist in der Tat eine große Kunst, den Leser so in sei- nen Bann zu schnüren, daß bei seinen Ideenverbindungen auch der Widerspruch erlahmt, beifallsweise bei der Wera, der Gattin Axels, einer gesund fühlenden Frau von Durchschnittsmaß, die Thies aber beiseite schiebt, weil sie nicht dem verpflichtenden Charakter des Tragi- schen entspricht. Der Roman spielt in Livland, und auch Land und Leute sind aus der Schöpferkraft der Kün- stlerseele mit so großer Meisterschaft geschildert, daß man den Adel auf seinen Gütern, den geistlichen Herrn in seiner Studierstube, den Bürger in der Kleinstadt, das Gefolge im Hof und den Stall lebendig vor sich sieht.

Durch die Romane Thiesens wandeln viele „Verdammte“, und viele sterben den „Tod von Galern“, die da ver- meinten, über den engen Bezirk des Erdgebundenen hinauszufliegen zu können, Hochflieger und Beutezüger. Das ist keine Tendenz, die der Autor dem Leser aufzu- drängen sucht, sondern die poetische Umleuchtung des Ge- dankens von einer bestimmenden Macht, die dem Men- schen Grenzen setzt: auch auf dem Gebiete der Sittlichkeit gegen begehrende Leidenschaften, die den Keim des Zer- falls in sich tragen. Aus diesem Grunde gehört selbst ein Werk so heißen Stoffes wie „Die Verdammten“ zu dem Sittlichsten, was je ein Dichter geschaffen hat. Der fast achtzigjährige Goethe sagte einmal zu Erdmann: „Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle.“ Das paßt auch auf Thies.

Eine gefährvolle Nachtfahrt auf dem Menamstrom

Wir entnehmen diese Leseprobe dem soeben erschie- nenen Buche „Sibostatische Fahrten und Abenteuer“ von John Hageneder und Victor Ottmann (Verlag Deutsche Buchvertriebsanstalt, Dresden, Nr. 8 — in Halb- heften ohne Sortimentszuschlag). Der bekannte Tier- exporteur erzählt in diesem dritten Bande seiner Er- innerungen, neben zahlreichen hochinteressanten, span- nenden Jagderlebnissen und Reiseabenteuern von sei- nen Erfahrungen auf dem schwierigen und gefahr- vollen Gebiete des Tiertransports.

Ich hatte an einer freudträchtlichen Sitzung unter Freunden in der oberen Stadt teilgenommen und trat erst lange nach Mitternacht meinen Heimweg an. Und zwar auf dem Strom mit meinem geliebten Grünländer, trotz des dringenden Al- ratens der Älteren unter den Freunden. Mein Vorhaben war in der Tat das, was deutsche Studenten unter einer „Raten- idee“ verstehen: ein toller absurder Einfall, der ohne den ganz- zigen Leichtsinns der Jugend nicht denkbar wäre. Denn es war eine stochernde Nacht, ich hatte einen langen Weg zurückzu- legen, und auf dem Menam lauerten um diese Zeit außer Stromschnellen und Strudeln allerlei andere Gefahren. Selbst die Polizeibeamten begaben sich nachts immer nur in stärkeren Gruppen und selbstverständlich wohlbewaffnet auf den Strom, Alles das wurde mir von besonnenen Freunden vorgehalten. Aber was nützte das bei der eigensinnigen Unternehmungslust eines Jünglings, für dessen Überstolz an Kraft das Un- gewöhnliche immer gerade am reizvollsten erscheint! Ich lachte die Schwarzgeher aus, machte an der Landungsstelle mein Bajaz Har, nahm darin Platz und lenkte mit ein paar wach- tigen Raddelschlägen das Boot in den Strom und die ägypti- sche Finsternis hinein, wobei ich mich ganz auf meinen Orien- tierungssinn und — auf mein Glück verließ.

Anfangs nahm alles den denkbar besten Verlauf. Ich hielt mich absichtlich in der Mitte des Flusses, wo mir bei meiner Talsahrt die starke Strömung zustatten kam und wo ich Zu- sammenstöße mit anderen Fahrzeugen am wenigsten zu fürch- ten hatte. Es war, wie schon erwähnt, stochernde Nacht, denn wir hatten gerade Neumond und der Himmel war größtenteils bewölkt, so daß auch nur schwaches Sternlicht herrschte. Meine kleine Bootslaterne trug natürlich auch nur sehr wenig zur Verbreiterung von Helligkeit bei. Ich kam rasch vorwärts und glitt an den großen Bautenkomplexen der City, am Ma- seum, am königlichen Palast, an den Tempeln von Wat Koh und Wat Pheng vorbei, deren Umrisse sich wie gespenster- hafter schwarze Silhouetten vom etwas helleren Nachthimmel abhoben. Alles Leben auf dem Strom schien völlig erstarbt zu sein, wie schwimmende Särge lagen die im Menam ver- ankerten Schiffe da, kein menschlicher Ton wurde laut, vom Ufer her drang nur Sägmelcher und Hundegeheul an mein Ohr — dieses für Bangkok typische Nachtkonzert bleibt keinem der dortigen Kolonisten erspart —, und rauschend und glucksend trug mich der Strom auf seinem breiten Rücken dahin. Der kühlige Nachtwind wehte erfrischend um meinen Kopf der in der vorhergegangenen Sitzung etwas heiß und wirt geworden war. Mit Wohlgefallen gab ich mich dem märchenhaften Jan- ger der Tropennacht auf dem Flusse hin und mußte leise lachen bei der Erinnerung daran, mit welcher Berechtigung ich mich meine älteren Freunde von dieser herrlichen Fahrt durch- aus hatten abhalten wollen.

Schon befand ich mich auf der Höhe der Chinesenstadt Sam- peng, hatte also nur noch 2 Kilometer bis zum europäischen Viertel zurückzulegen. Da erhielt mein Grünländer auf ein- mal einen kräftigen Stoß — anscheinend war er mit einem treibenden Stück Holz kollidiert. Ich legte der Sache keine Bedeutung bei. Aber bald danach mußte ich zu meinem Un- behagen die Entdeckung machen, daß das Boot durch den Zu- sammenstoß led geworden war, und zwar offenbar gleich in recht umfangreichem Maße. Es dauerte gar nicht lange, da sah ich vollständig im Wasser und nahm wahr, wie das ein- zedungene Wasser immer höher und höher an mir heraufstieg, so daß es mir bald bis an die Hüften reichte. Das war kein rechtshaffener Grünländer mehr, das war eine ambulante Babewanne, die in wenigen Minuten zu versacken und und samt ihrem Insassen zu verschwinden drohte.

Es läßt sich denken, daß dieser so unerwartete, höchst fatale Zwischenfall meiner soeben noch rosigen Stimmung einen starken Dämpfer aufbrachte. Ich dachte zuerst ans Aus- schöpfen des eingebrungenen Wassers, hatte aber keine Schöp- felle mit, auch hätte dieses Verfahren bei der Größe des Lecks nichts genützt. Also blieb mir nichts anderes übrig, als daß ich schleunigst ans Ufer zu lenkte und dieses so rasch wie mög- lich zu erreichen suchte. Das ging nun aber keineswegs mit der gewünschten Geschwindigkeit, denn das vom Wasser beschwerte Boot kam nur sehr langsam vorwärts und hatte seine Manövrierfähigkeit verloren. Kurz und gut, ich machte mich bereits mit dem Gedanken vertraut, mein trostloses Braut zu verlassen und mich schwimmend an Land zu retten.

Aber noch etwas anderes kam hinzu, um meine Situation so un- behaglich wie möglich zu machen. Ich befand mich, wie schon gesagt, zur Zeit des Uffalls bei Sampeng, und just in der wohlberühmtesten Gegend dieses Stadtteils. Ein Labyrinth, von verdächtiger Spelunken bedeckt hier das Ufer, ein Laby- rinth, das noch weit in den Strom hinein in einem Gewimmel von Wohnbooten und verankerten Dschunken seine Fortsetzung findet. Das ist mit seinen unkontrollierbaren Schlupfwinkeln und Verstecken das Hauptquartier aller Schmuggler und son- stigen dunklen Existenzen, hier befinden sich die Spielhöfen der Eingeborenen und die obstruierten Opiumkneipen, hier ist der Sitz der geheimen Gesellschaften, der politischen und sozialen Verbrecherorganisationen, deren Mysterien dem Europäer ewig verschlossen und unergreifbar bleiben; hier wird unter dem Mantel der Nacht so manche schwere Tat vollbracht, so man- ches Opfer der Nachsucht u. Heme geleitet dann mit einem Wes- ferlich zwischen den Schultern oder einseitiger Schädels- bedeckung lautlos in den Menam hinein und den Strom hinab — niemand hat es gesehen, niemand weiß davon, denn alle Bewohner dieses Labyrinths fühlen sich durch die Pflicht un- brüchlichen Schweigens solidarisch miteinander verbunden.

Daß sich der Europäer in diesen Quartieren, gelinde gesagt, keiner großen Beliebtheit erfreut, leuchtet wohl ein. Er ver- meidet es deshalb schon bei hellen Tageslicht, sich hier mehr, als unbedingt nötig ist, sehen zu lassen. Sich aber zur Nacht- zeit in das Gewirr der Spelunken zu verirren, wird ihm wohl niemals in den Sinn kommen, es sei denn, daß er einmal Gelegenheit hat, an einer Razzia teilzunehmen, die von der Polizei hin und wieder veranstaltet wird.

Es war demnach für mich keine verlockende Aussicht, gerade an diesem überberühmtesten Ufer landen zu müssen. Von hun- dert Bewohnern der lieblichen Gegend hätten zweifellos neun- zig nicht das geringste Bedenken gehabt, mich um meiner La- schenheit und meiner Watschaft willen definitiv verschwinden zu lassen, wenn sie die Sicherheit hatten, daß es niemals heraus- kam. Ich wäre dann anscheinend das bedauernde Opfer meiner Sportleidenschaft geworden — zur Nachtzeit im Me- nam, erlaube mir, wie es mir meine wohlwollenden Freunde ja auch in Aussicht gestellt hatten, und ich sah im Geiste bereits die fetten Überstehenden, gefühlvollen Nachrufe und wauernden Betrachtungen in der Kolonialpresse.

Aber das waren alles überflüssige Gedanken, denn ich hatte gar keine andere Wahl. Also buggierte ich mein dem Sinken nahes Boot mit äußerster Kraftanstrengung nach dem Chaos von Fahrzeugen aller Art, das dem Ufer vorgelagert war. Das am weitesten draußen im Strom liegende Boot war eine Dschunke. Ich hatte das Hinterschiff gerade erreicht, als das Wasser die Bordwände meines Bajaks überflutete. Mich auf dem rettungslos verlorenen Braut in die Höhe redend, konnte ich eine vom Schiff herunterhängende Strickleiter packen und

zog mich mit Klammern so weit empor, daß meine Füße die unterste Strophe der Strickleiter berührten. Mein armer Grünländer, an dessen Vergebung ich unter diesen Umständen nicht denken konnte, trieb halb unter Wasser, auf Nimmerwiedersehen davon.

Jetzt hing ich also an der Strickleiter. Aus Wasserströmen war ich augenblicklich gerettet, so viel stand fest. Aber nun hieß es wie bei den Romanhauptfiguren, die immer gerade an der spannendsten Stelle abbrechen: Fortsetzung folgt. Was würde die Fortsetzung dieses Abenteuers sein? Welchen Empfang hatte ich oben an Bord der Dschunke zu erwarten? Und wie kam ich von der Dschunke weiter ans Land?

Ich überlegte einen Augenblick. Mein erster Gedanke war, mich schon jetzt durch Rufe bemerkbar zu machen. Aber ich gab den Plan sogleich wieder auf. Denn möglicherweise hiel- ten mich die abergläubischen Chinesen an Bord der Dschunke, wenn sie auf meine Rufe hin mich hier an der Schiffswand hängen sahen, für einen Sendling der Hölle, oder sie hatten vielleicht aus anderen Gründen nicht die geringste Lust, mir gastliche Aufnahme zu gewähren. Auf jeden Fall mußte ich damit rechnen, daß sie mich mit einer ihrer langen Bootslan- gen von der Strickleiter prompt in den Menam hineintomplimentierten, mich vielleicht sogar durch Schläge mit der Stange schwer verletzten. Zu diesem Experiment wollte ich mich doch nicht hergeben. Deshalb beschloß ich, vor allen Dingen ein- mal zur Dschunke hinaufzuklettern. Hatte ich dort erst festen Boden unter den Füßen, so konnte ich die Dinge an mich her- antreten lassen — schließlich nimmt es ein kräftiger Europäer doch noch mit drei Durchschnittschinesen auf.

Gedacht, getan. Ich kletterte also hinauf und lugte zunächst über das Bord hinweg auf Deck. Es war inzwischen heller ge- worden, da sich der Himmel zum größten Teil aufgeklärt hatte, so daß das Sternlicht stärker zur Geltung kam. In dem fahlen Dämmerlicht sah ich, nur ein paar Meter von mir entfernt, drei Leute mit halbnacktem Körper auf den Planken liegen. Es waren Schiffskulis, und sie schienen anscheinend einen sehr festen Schlaf, denn ihren Mündern entführten die lieblichsten Schnarchtöne. Jetzt sah ich auch, daß von der Dschunke über ein unmittelbar daneben liegendes Wohnboot hinweg zu einigen Sampans hinabkletterten und dann weiter auf einen Landungssteig gelangen konnten.

Der Weg ans Ufer war also nicht allzu schwierig — nur das Wohnboot, das sich dabei nicht ungenügend lieb, hörte mir Beden- ken ein. Der Wohnraum unter dem hochgewölbten Verdeck des Bootes war erleuchtet, man hörte von dort her Stimmen gewirrt, es schien eine größere Gesellschaft zu sein. Jetzt wehte mir auch der Wind den feinen, süßlichen Duft von Opium um die Nase. Eine schwärmende Opiumneipe, kein Zweifel, das war ein unausgesprochenes Hindernis auf dem Weg, aber es half nichts, es mußte gewonnen werden.

Ich schwang mich nun leise über Bord und stand auf dem Deck der Dschunke. Zur Sicherheit halte ich einigen Redoubter hervor. Zwar war es zweifelhaft, ob die Munition infolge des eingebrungenen Wassers noch brauchbar war; immerhin hat auch ein nur geringes Schießpulver schon etliche gewisse Abberückungsgründe. Vorsichtig schlich ich mich an den Körpern der schlafenden Chinesen vorbei zur anderen Seite der Dschunke hinüber. Die Leute schlummerten ihren Schlaf des Gerechten ruhig weiter.

Im dem anderen Bordrand angelegt, schwang ich mich dann über hinweg, auf das etwas tiefer gelegene Deck des Wohn- bootes hinab. Das dünne Deck schien mir solche Schwergewichte, wie das meines Körpers, nicht gewohnt zu sein, es trachte in allen Fugen, so daß die im Wohnraum sitzenden Chinesen es unbedingt hören mußten. Ich eilte deshalb ohne weitere Be- hutsamkeit, die jetzt ohnehin keinen Zweck mehr hatte, über das Dach hinweg. Soeben wollte ich zum nächstliegenden Sampa- n hinuntersteigern und hatte das eine Bein schon über die Brüstung geschwungen, da — o Schreck! — durchbrach ich mit dem anderen Bein das Dach, das hier wohl geflickt war, und konnte mich aus der Weisheit nur mühsam wieder heraus- arbeiten.

Ich habe mir später oft vorzustellen versucht, was wohl in diesem Augenblick in den Köpfen der chinesischen Gäste des Wohnbootes vorgehen mochte. Erst hörten sie jemanden über sich laufen, dann platzte ein unzweifelhaft echtes Europäerlein bis zum Knie durch die Decke ins Helllicht der schwimmenden Spelunke hinein, und alles das zu einer ungewöhnlichen Zeit. Darauf kann sich auch das verkommenste Chinesengehirn, be- sonders wenn es vom Opium oder vom Fantampiel umwehelt ist, nicht sofort einen Reim machen; jedenfalls mußte die Ver- wirrung im „Salon“ ungeheuer sein.

In dem Augenblick, wo das geschah, hatte ich allerdings keine Zeit zu langen Betrachtungen. Ich sprang auf den hart neben dem Wohnboot liegenden Sampa hinab, hörte zeterndes Ge- schrei hinter mir her und hoffte von einem Sampa zum an- deren, bis ich den Landungssteig erreichte. Natürlich waren inzwischen auch die Insassen der leichten, wackeligen Sampans, die ich heftig ins Schwanken brachte, erwacht, und ihre schlaf- trunkenen Rufe mischten sich in das Getöse der noch immer nicht beruhigten Stammgäste des Opiumbootes. Für die zahl- losen Hunde des Uferquartiers und der ganzen Umgebung war der Lärm das Signal zur Eröffnung eines Monströ- Gratiskonzertes von kolossaler akustisch-dynamischer Wirkung. Kurz und gut, mein fluchtartig beschleunigter Rückzug durch das Gassengetöse des üblichen Viertels in zivilisierte Gegenden vollzog sich unter Ovationen, denen ich allerdings nicht den geringsten Wert beimaß.

Eine halbe Stunde später landete ich in meiner Wohnung an und warf mich aufs Bett, um alsbald in festen Schlaf zu versinken.

So endigte diese Nachtfahrt auf dem Menamstrom. Und der moralische Anekdote für mich? War selbstverständlich die Er- schaffung eines neuen Grünländers.